

Predigt über Markus 9,17-27

was würden wir sagen, wenn wir gefragt werden: Was ist das eigentlich, dein Glaube? Ist das eine Überzeugung? Oder eine Haltung? Oder eine Kraft des Vertrauens? Das alles könnten wir wohl sagen.

Nur so, wie es der Wochenspruch aus dem ersten Johannesbrief ausspricht, würden wir es wohl kaum noch ausdrücken: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Wir würden wohl auch nicht sagen, was wir in der Epistellesung gehört haben: Unser Glaube macht uns gerecht.

Das sind ja auch höchst riskante Formulierungen. Da denke ich schnell an Leute, die sich hinter ihrem Glaubensbekenntnis vor dem Rest der Welt verschanzen. Leute, die sich einreden: Wir sind die Gerechten, die andern sind im Unrecht. Wir stehen über dem Rest der Welt. Das ist ja die Art, wie der religiöse Fundamentalismus sich äußert. Aber lange haben auch die Kirchen sich in diesem Sinn verstanden: Nur die Christen sind in der Wahrheit.

Aber wer das so hört und versteht, vergisst, dass die Welt ja nicht nur aus den andern besteht. Sie ist auch in uns. Wir sind mit all unsern Wünschen und Sorgen, unserm Fühlen und Denken, unsern Urteilen und Ängsten ja doch in dieser Welt und Teil dieser Welt – und wenn der Glaube etwas zu überwinden hat, etwas besiegen kann, dann geht es sicher zuallererst um das, was uns so nah ist, dass wir gar nicht drauf kommen: Es geht um unsere eigenen Wünsche und Vorstellungen, unsere Ängste und Sorgen, unsere Fixierungen und Obsessionen.

Unser Glaube, das wäre dann die Kraft der Freiheit von unserer eigenen tiefen Verfangenheit, die uns oft gar nicht bewusst ist.

Der heutige Predigttext jedenfalls legt uns das nah. Er erklärt uns den Glauben als eine Heilungsgeschichte, die auch eine Befreiungsgeschichte ist, eine Geschichte vom Überwinden und Loslassen. So berichtet der Evangelist Markus im 9. Kapitel:

Einer aus der Menge sagte zu Jesus: Meister, ich habe meinen Sohn hergebracht zu dir, der hat einen sprachlosen Geist. Und wo er ihn erwischt, reißt er ihn; und er hat Schaum vor dem Mund und knirscht mit den Zähnen und wird starr. Und ich habe mit deinen Jüngern geredet, dass sie ihn austreiben sollen, und sie konnten 's nicht. Er aber antwortete ihnen und sprach: Oh, du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch ertragen? Bringt ihn her zu mir! Und sie brachten ihn zu ihm. Und sogleich, als ihn der Geist sah, riss er ihn. Und er fiel auf die Erde, wälzte sich und hatte Schaum vor dem Mund. Und Jesus fragte seinen Vater: Wie lange ist 's, dass ihm das widerfährt? Er sprach: Von Kind auf. Und oft hat er ihn ins Feuer und ins Wasser geworfen, dass er ihn umbrächte. Wenn du aber etwas kannst, so erbarme dich unser und hilf uns! Jesus aber sprach zu ihm: du sagst: Wenn du kannst – alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. Sogleich schrie der Vater des Kindes: ich glaube, hilf meinem Unglauben! Als nun Jesus sah, dass das Volk herbeilief, bedrohte er den unreinen Geist und sprach zu ihm: Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir: Fahre von ihm aus und fahre nicht mehr in ihn hinein! Da schrie er und riss ihn sehr und fuhr aus. Und der Knabe lag da wie tot, so dass die Menge sagte: Er ist tot. Jesus aber ergriff ihn bei der Hand und richtete ihn auf, und er stand auf.

Genau wie in der Evangeliumslesung, die wir gehört haben, wird uns die Kraft des Glaubens hier in der Heilungsgeschichte eines Kindes erklärt. Und in beiden Texten stehen eigentlich die Eltern im Mittelpunkt: Groß ist der Glaube der Mutter, die alle gebotenen Abgrenzungen durchbricht, nicht so groß der Glaube des Vaters, der das Glauben in der Begegnung mit Jesus erst

lernen muss. Aber beiden gemeinsam doch: dass es ihnen um das Wichtigste und Nächste in ihrem Leben geht, das eigene Kind. Die natürlichste und tiefste Bindung, die man sich vorstellen kann.

Für das Gedeihen des eigenen Kindes trägt man Verantwortung. Ums eigene Kind drehen sich selbstverständlich die Angst und die Sorge. Vor allem wenn das Kind so furchtbar krank ist, wie es uns hier geschildert wird – besessen von einem sprachlosen Geist, von furchtbaren Anfällen geschüttelt, die es immer wieder in Lebensgefahr bringen. So genau wird uns die Krankheit geschildert, dass es nahe liegt, an Epilepsie zu denken. Man kann sich die Verzweiflung des Vaters vorstellen, der so oft hilflos diesen Anfällen zuschauen muss. Nichts wünscht er sich inniger, als dass sie endlich aufhören. Dass der Junge endlich normal wird. Immer lebt er in Angst vor dem nächsten Anfall, der das Kind in Gefahr bringt – und auch furchtbar entsetzt. Ja, das wünscht er sich für das Kind, aber er wünscht es sich natürlich auch für sich selbst. Denn es ist ihm insgeheim auch peinlich, dass er diesen Sohn hat. Es ist ihm unangenehm, dass die Nachbarn ihn sehen – verkrampft, mit Schaum vor dem Mund. Und heimlich ist er auch enttäuscht, dass der Sohn, der ihm geboren wurde, der Sohn, auf den er stolz sein wollte, so gar keinen Anlass zum Stolz gibt. Dass sich die ganze Freude über das Kind in Angst und Sorge verwandelt hat. Vielleicht denkt er in den schlimmsten Momenten sogar: Es wäre besser, wenn dieses Kind gar nicht zur Welt gekommen wäre. Dieses Kind, das unser ganzes Leben beschwert. Alles dreht sich nur noch um seine Krankheit. Nichts jedenfalls lässt dieser Vater unversucht, um den Jungen zu heilen. Alle seine Gebete kreisen darum, dass die Anfälle des Jungen endlich aufhören sollen. Alle Ärzte und Heiler im Land hat er aufgesucht – alle konnten sie nichts. Das hat er oft genug erfahren. Und mit einiger Ungeduld, mit großem Drängen hat er sich nun auch der Jesusgruppe genähert – nur um wieder festzustellen: Die Jesusleute können auch nichts. Und jetzt stürmt er auf Jesus zu, der hier ja gewissermaßen der Chefarzt ist, und offensichtlich erst einmal ziemlich genervt auf den fordernden Vater reagiert, wenn er sagt: „O du ungläubiges Geschlecht – wie lange soll ich euch ertragen!“ Wir wissen nicht genau, ob er den fordernden Vater meint oder die unfähigen Jünger oder eben uns alle, die wir mit dem Vater fühlen und erwarten, dass der Junge endlich gesund gemacht wird.

Und wie geht es dem Jungen bei alledem? Vor aller Augen wieder einmal zur Therapie einbestellt kann er nicht anders – er bekommt einen seiner schrecklichen Anfälle. Wo immer sie herkommen mögen, eins ist gewiss: Der sprachlose Geist, von dem der Junge besessen ist, das ist jedenfalls auch die väterliche Erwartung und Verzweiflung. Dieser Junge weiß: Ich bin das Problem meines Vaters. Wenn ich einen Anfall bekomme, dann ist er verzweifelt. Ich bin schuld an seinem Unglück, an seiner Sorge. Ich bin seine Last. Ich darf keine Anfälle bekommen, sonst sind alle unglücklich. Und natürlich: Je tiefer sich dieses Wissen in ihn eingräbt, umso unglücklicher ist auch er. Er kann gar nicht anders, er muss eine Wut auf den Vater haben, der so unzufrieden mit ihm ist. Und diese sprachlose Wut, die im Vater wie im Kind steckt, sie kann die Krankheit ja nur schlimmer machen, sie kann sich ja nur noch in immer schlimmeren sprachlosen Anfällen Luft verschaffen.

Und so kann Heilung hier auch nur beginnen mit der Heilung des Vaters. Er muss sie tatsächlich loslassen, seine Besessenheit, mit der er um das kranke Kind kreist. Den Zwang, etwas tun zu müssen, damit es gesund wird. Ja, er muss den Weg dieses Kindes, auch das Problem dieses Kindes aus der Hand geben. Er kann nichts tun als an den weiten Raum Gottes glauben, in dem dieser Junge, wie er ist, seinen eigenen Platz und seine eigene Kraft und sein eigenes Ja hat.

Mit diesem Zutrauen wird er allerdings einen Sieg über seine Herzensangst erringen – und er hat sicher Recht, wenn er seinem Glauben, seinem Loslassen nicht so ganz über den Weg traut: Ich glaube, hilf meinem Unglauben. Es wird doch oft genug noch die Sorge um das Kind in ihm nachzittern.

Zuerst ist es der Vater, der von seinem Dämon befreit wird. Dann kann auch das Kind befreit aufstehen. Und wir lernen: Der Glaube – das ist eben nichts, was wir neben all unsern Wünschen, Sorgen und Erwartungen auch haben, sozusagen obendrauf haben. Der Glaube ist vielmehr etwas, was in unser Innerstes eingreift, so dass es weit werden kann. So dass wir es wirklich in der Tiefe verstehen: Es geht nicht immer nur um unser Tun, es geht auch um unser Lassen, unser Loslassen gerade da, wo wir ganz unbedingt etwas erreichen wollen. Gerade das Schwierige, das uns plagt, Gottes Weisheit zu überlassen: Er wird die Wege finden, die ins Leben führen. Da, wo wir unser eigenes unbedingtes Drängen und Wollen lassen können – da kann der Glaube, der sich Gott verbunden weiß, anfangen.

Die Heilungsgeschichte aus dem Markusevangelium erzählt es uns am Beispiel einer innigen Beziehung, mit großer Weisheit, weil ja gerade die innigen Beziehungen oft diejenigen sind, wo wir Gott am wenigsten Raum lassen. Wo wir es oft gar nicht merken, wie viel wir mit unsern Erwartungen und Wünschen den andern auch aufbürden. Aber ich glaube, wir könnten diese Kraft des Glauben, die uns von unserer inneren Zwanghaftigkeit befreit, sehr wohl auch in vielen andern Bereichen üben.

Auch in der Kirche könnten wir das, wenn wir daran denken, wie wir doch etwas obsessiv darauf fixiert sind, vorzeigbare Erfolge zu erringen, wie wir Angst davor haben, kleiner zu werden. Was wurde zum Beispiel alles getan, um einen bombastischen Kirchentag im Jahr des Reformationsjubiläums zu feiern, um überall präsent zu sein. Und wie wir nun am Ende des Jahres doch merken: Es war etwas schal, es hat nichts vermocht. Ich frage mich – ohne die Antwort zu wissen – ob wir nicht stärker, glaubwürdiger, heilsamer wirken könnten, wenn wir gar nicht groß sein wollten, sondern eher anders, freier eben, gelassener. Wie schön wäre es, wenn solche Freiheit ausstrahlen könnte in eine Welt, in der – wie es am Tag der Einheit ja hieß – so viele Menschen offenbar nach Heimat und Orientierung suchen. Wenn sie das bei uns fänden.

Amen.